

PLAUDEREIEN IN MEINEM STUDIERZIMMER

WILHELM BUSCH

WILHELM BUSCH

PLAUDEREIEN
IN MEINEM
STUDIERZIMMER



neukirchener
aussaat

clv

Plaudereien in meinem Studierzimmer

Wilhelm Busch

Hardcover, 304 Seiten

Artikel-Nr.: 255969

ISBN / EAN: 978-3-89397-969-1

Der bekannte Evangelist und Pastor Wilhelm Busch hat darauf bestanden, dass nach seinem Tod keine Biografie über ihn geschrieben wird. Aber in diesem Buch, das er wenige Jahre vor seinem Tod geschrieben hat, plaudert er anhand der Fotografien von Männern Gottes, die in seinem Studierzimmer hingen, über sein bewegtes Leben.

Er erzählt humorvoll, aber immer mit einer geistlichen »Spitze«, was diese Männer in seinem Leben bedeutet haben oder in welcher Situation sie ihm Hilfe oder Warnung waren.

Ein Buch, das sich ideal als Geschenk eignet – leicht zu lesen und doch voller wertvoller geistlicher Lektionen.

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)

Wilhelm Busch

Plaudereien in meinem Studierzimmer

AUSSAAT

clv

10. Auflage 2005

© 1965 Aussaat Verlag, Zweigniederlassung der Verlagsgesellschaft des
Erziehungsvereins mbH, Neukirchen-Vluyn

Umschlaggestaltung: Hartmut Namislow unter Verwendung
eines Fotos von Kurt Hege, Essen

Gesamtherstellung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG
Printed in Germany

ISBN 3-76¹5-3557-0

CLV-ISBN 3-89397-969-7

Ich halte die Schriftstellerei in unseren Zeiten für eine schriftliche Unterredung mit der Lesewelt. Man soll es daher dem Schriftsteller nicht übel ausdeuten, wenn er, ein wenig von seiner Lebhaftigkeit und Mitteilungslust verführt, von der Begierde, über irgendeinen Gegenstand allerlei Arten von Menschen seine Gedanken mitzuteilen, etwas drucken läßt, das nicht gerade die Quintessenz von Weisheit, Witz, Scharfsinn und Gelehrsamkeit enthält. Es behält ja jeder die Freiheit, dem Schwätzer zuzuhören oder nicht, – und kann sich, bevor er ein Buch kauft, erst bei anderen nach dem Manne erkundigen, mit dem er sich unterhalten will – hat aber, denke ich, auf keinen Fall das Recht, ihm allein deswegen Grobheiten zu sagen, weil ihm die gedruckte Unterhaltung desselben nicht gefällt, insofern er ihn nicht vorher mit unverschämten Prahlereien und großen Versprechungen getäuscht hat.

Knigge „Über den Umgang mit Menschen“, Kapitel 10:
„Über das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Leser“.

Inhalt

Meine Bilder <i>und worüber wir miteinander plaudern</i>	9
Professor Karl Heim <i>und wie der Boden unter unseren Füßen wankte</i>	11
Der Herr Kirchenpfleger <i>und wie die Heuhaufen weggetan wurden</i>	21
Wilhelm Steinhausen <i>und ein Traum war aus</i>	26
Wilhelm von Oranien <i>und wie die „Schwarze Galeere“ einen Jungen gefangen- nahm</i>	36
D. Paul Humburg <i>und wie ein Sturm entfacht und ein anderer gestillt wurde</i>	41
Johann Gottfried Herder <i>und wie das bunte Leben einen aus dem „MUSENHOF“ ver- trieb</i>	53
Julius Bläsing <i>und was ein Männerzorn vermag</i>	69
Charles Haddon Spurgeon <i>und eine große Entdeckung in der Weltstadt Berlin</i> . . .	79
Wilhelm Böhm <i>und die richtige Weichenstellung im richtigen Augenblick</i>	91
Hans Haberl <i>und wo einer am besten schlief</i>	99
Gottfried Daniel Krummacher <i>und was man als Luftschutzgepäck mitnahm</i>	102

John Mott	
<i>und die Wellen gingen hoch</i>	116
Wilhelm Weigle	
<i>und wozu man Autoschlosser braucht</i>	126
D. Walter Alfred Siebel	
<i>und wir sangen und sangen und sangen</i>	143
Baron von Kottwitz	
<i>und wie einer sich in besten Kreisen bewegt</i>	146
Alfred Christlieb	
<i>und Seelsorge unter Kastanienbäumen</i>	156
Friedrich von Bodelschwingh, der Vater,	
<i>und unheimliche Tiefen des Schmerzes</i>	174
Fritz von Bodelschwingh, der Sohn	
<i>und wie zwei auf der Kanzeltreppe saßen</i>	186
Gottfried Dühr	
<i>und der Friedensschluß im Flugzeug</i>	196
Professor D. Dr. Schmidt-Metzler	
<i>und eine Kapazität lehrte Stelzenlaufen</i>	208
Hans Dannenbaum	
<i>und beinah ging der Blitz daneben</i>	216
Karl Barth	
<i>und „Wer fällt zuerst herunter?“</i>	225
Gaspard, Admiral von Coligny	
<i>und die Geschichte eines gefährlichen Irrtums</i>	229
Alfred Zeller	
<i>und „Das ist doch kein Mann für uns!“</i>	243
Richard Rothe	
<i>und warum ein Bild doch nicht weggeworfen wurde</i> ..	256

Nils Hauge <i>und die Entdeckung des Originals</i>	265
Johann Kaspar Lavater <i>und Goliath in der „Reblaube“</i>	272
Doppelte Verwandtschaft <i>und auch Frauen</i>	280
<i>Das Bild in der Mitte</i> <i>und worauf es ankommt</i>	295

Meine Bilder und worüber wir miteinander plaudern

„Das ist . . .“

Offenbar fehlte dem jungen Norweger das rechte Wort. So schwieg er und sah sich nur erstaunt um.

Nun bin ich wirklich der Ansicht, daß mein Studierzimmer sehenswert ist.

Da sind die vielen hohen, vollgepackten, Bücherschränke! Sie enthalten manches Kleinod. Ich habe eine reichhaltige Sammlung geistlicher Literatur, die in den Buchhandlungen längst nicht mehr zu haben ist. Und in der schönen Literatur versuche ich auch, auf dem laufenden zu bleiben.

Aber nicht die Bücher hatten es dem jungen Norweger angetan.

Seit vielen Jahren habe ich versucht, mir die Bilder von Menschen zu verschaffen, die durch ihre Bücher oder in persönlicher Begegnung für mich etwas bedeuten. Jede freie Stelle zwischen den Bücherregalen ist ausgefüllt mit diesen Bildern.

Es sind etwa 150. Für die arme Hausfrau bedeuten sie eine rechte Plage. Denn es ist eine große Mühe, wenn alle hundertfünfzig beim Hausputz abgenommen, geputzt und wieder an der richtigen Stelle aufgehängt werden müssen. Aber ich habe zu meiner Freude eine Hausfrau, die diese Mühe gern auf sich nimmt. Ihr ist nämlich – um einen Ausdruck der Bibel zu brauchen – die „Wolke von Zeugen“ ebenso lieb wie mir.

Da stand also der junge Norweger und ließ seine Blicke umhergehen: „Haben Sie die Bilder nach irgendeinem Gesichtspunkt angeordnet?“

„O nein! Sie wurden aufgehängt, wie es gerade kam, wo sich

Platz fand. Da hängt das Bild des Bauern neben dem des Gelehrten, das Bild eines Alten neben dem des Jungen, das Bild eines Mannes aus dem 16. Jahrhundert neben dem eines, der in der Gegenwart lebt.“

Es sei hier angemerkt, daß es in diesem Buch genauso zugeht. Es wird geplaudert. Und dabei geht das Gespräch ja auch hin und her. Man wird vergeblich eine Ordnung nach zeitlichen, sachlichen oder sonstigen Gesichtspunkten suchen.

„Haben Sie“, fragte der Student nun, „auch einen Norweger dabei?“

„Nein!“ antwortete ich. „Aber ich hätte gern das Bild des norwegischen Laienpredigers Nils Hauge. Doch konnte ich es bisher nirgendwo bekommen.“

„Ich werde es Ihnen aus Norwegen zusenden!“ versprach der Student. „Aber nun erzählen Sie mir von diesen Leuten!“

Dann habe ich ihm erzählt. Dabei war es, als wenn die Männer und Frauen aus dem Rahmen träten und neu zu mir kämen. Es wurde eine schöne Stunde für uns.

So will ich auch in diesem Buche erzählen und mir wieder einmal die gesegneten Menschen aus den Rahmen rufen. Ich tue es mir selbst zuliebe. Daß der Herr Verleger dies Erzählen als Buch herausgeben will, halte ich bei der Flut der Bücher, die jetzt erscheinen, für ein gewagtes Unternehmen, zumal ja gar nicht recht klar ist, was dies Buch nun eigentlich darstellt. Hier wird mein eigenes Erleben gemischt mit den Lebensbeschreibungen der Menschen, von denen meine Bilder sprechen. Eine recht verworrene Sache!

Aber vielleicht macht dem einen oder andern ein Besuch in meinem Studierzimmer Freude. Solchen Leuten drücke ich im Geist die Hand und danke ihnen jetzt schon fürs Zuhören.

Professor Karl Heim und wie der Boden unter unseren Füßen wankte

Da hängt an der Wand eine Photographie des Theologie-Professors Karl Heim. Sogar mit seiner eigenen Unterschrift! Die habe ich ausgeschnitten aus einem Brief, den er mir einst schrieb, und unter das Bild geklebt.

Eines Tages saß Karl Heim in meinem Studierzimmer. Als er auf einmal sein eigenes Bild entdeckte, wurde er verlegen und fast ärgerlich. „Warum haben Sie denn *mein* Bild aufgehängt?“ fragte er. Es schien dem demütigen Mann sehr verständlich, daß ich den Bauernprediger Hauge und den großen Dänen Kierkegaard, den englischen Erweckungsprediger Spurgeon und den bedeutenden Professor Martin Kähler in meinem Zimmer hatte. Aber daß ich sein Bild an die Wand hängte, erschien ihm als eine Überschätzung seiner Bedeutung.

Da konnte ich wieder einmal feststellen, daß wirklich große Leute demütig sind. Bei Karl Heim aber hing diese Demut sicher mit seinem Christenstand zusammen.

Als er gegangen war, wurde mir meine Bildersammlung fragwürdig. War das Ganze nicht doch Menschenverehrung, die dem heiligen Gott verhaßt ist, weil sie seine Ehre beeinträchtigt? Sollte ich nicht doch lieber diese Bilder von der Wand nehmen?

Aber dann fiel mir das Wort aus dem Hebräer-Brief im Neuen Testament ein: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ Ja, der unbekanntes Verfasser des Hebräer-Briefs hat im 11. Kapitel auch solch eine Sammlung von Glau-

bensvorbildern veröffentlicht. Und dann fährt er fort: „Da wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, laßt uns ablegen die Sünde, die uns immerdar anklebt und träge macht, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!“

Also ließ ich das Bild von Karl Heim hängen. Und die andern auch.

So oft ich die Photographie ansehe, drängt sich eine Menge Erinnerungen auf:

1919! Der Krieg war zu Ende. Ich zog als Student der Theologie in das entzückende Tübingen. Bis zum Ende des Studiums bin ich nie mehr von Tübingen weggekommen. Es war nicht nötig. Denn gerade damals wechselten viele Professoren, so daß ich es nicht machen mußte wie die meisten Studenten, die ein paarmal die Universität wechseln. Wir blieben – und die Professoren wechselten.

Es waren herrliche Jahre! Die Jugendbewegung, die wie ein Sturm damals durch das deutsche Land ging, zog mich in ihren Bann. Was für erlebnisreiche Wanderungen haben wir gemacht! Von einer romantischen Fahrt will ich berichten:

Leuchtende, sonnige Pfingsttage am Bodensee! Es blühen die Bäume. Die Vögel singen. Und wir Studenten singen auch. Mit ein paar Freunden habe ich mich von Tübingen aus aufgemacht zu einer Wanderung. Die Inflation hat begonnen. Aber das ist für uns nicht so wichtig, denn wir haben sowieso kaum Geld.

In unsern Rucksäcken finden sich ein paar kümmerliche Suppenpäckchen. Als es Mittag ist, gehen wir in ein Bauernhaus und bitten die Bäuerin, sie möge uns erlauben, auf ihrem Herd unsere Suppe zu kochen.

Das wird gern gewährt. Denn damals, im Jahre 1920, fahren noch keine Autos am Bodensee. Es kommen wenig Fremde in die einsamen Dörfer. So bringen wir „fahrenden Scholaren“ willkommene Abwechslung in die stille Welt.

Während einer in der Küche kocht, sitze ich in der Stube

beim Bauern und erzähle, erzähle, erzähle. Bald steht ein Krüglein Most auf dem Tisch. Und Äpfel liegen da! Und Brot! Den Koch fragt inzwischen die Bäuerin: „Ist das euer ganzes Essen? Diese Päckchen-Suppe? Seid ihr so arm? Dann ist es doch besser; ihr eßt mit uns!“

Und nun dürfen wir uns satt essen an „Spätzle“ und Schinken und Gemüse. Zum Dank singen wir noch ein Lied. Währenddem stopft die Bäuerin Brot und Obst in unsere Rucksäcke. Und lange winken die Leute uns nach, während wir unsere Straße weiterziehen und ein Fahrtenlied singen. Den Massen-Fremdenverkehr gab's damals noch nicht. Dafür aber köstliche menschliche Begegnungen . . .

Der Abend senkte sich herab. Wir lagen am Seeufer und schauten immer wieder über die blaue Fläche – zu den weißhäuptigen Schweizer Bergen. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich sie. Wir hatten den Krieg hinter uns. Tausendfach hatten wir vier dem Tod ins Auge geschaut. Offiziere waren wir gewesen mit einer Verantwortung, die für uns junge Burschen viel zu groß war. Nun holten wir alles nach, was wir versäumt hatten – all das, um was man unsre Jugend betrogen hatte: Jugendseligkeit und Romantik.

Weißer Segel ziehen dem Ufer zu, eins nach dem andern. „Da drüben liegt Überlingen!“ sagt einer. „Da war heute Segelregatta. Auf einem Plakat habe ich es gelesen. Da wird's viel Leute geben. Wir sollten uns nach einem Quartier umsehen!“

Ich lege das Bändchen mit den Eichendorff-Novellen, in dem ich gerade ein wenig gelesen hatte, beiseite. Wie gern las ich sie damals, die wunderbaren Geschichten des schlesischen Romantikers, in denen Posthörner durch stille Sommernächte klingen, in denen weiße Schlösser geheimnisvoll grüßen, in denen es wimmelt von edlen Gräfinnen, von fahrendem Studentenvolk und wundersamen Abenteuern!

Noch ganz im Banne meines lieben Eichendorff erkläre ich meinen Freunden: „Dieser blaue Abend, der so zögernd her-

absinkt und den leuchtenden Tag kaum zu verdrängen wagt, wird uns die große Überraschung bringen!“

„Überraschung?!?“

„Ja! Eine Gräfin wird uns auf ihr weißes Schloß einladen . . .!“

Und damit packen wir unsere Rucksäcke auf den Rücken und ziehen auf Überlingen los.

Hier ist großer Betrieb. Die Regatta hat viele Menschen hergelockt. Die Gasthäuser und Wirtshäuser sind voll mit fröhlichen Leuten.

Um uns kümmert sich keiner. Weit und breit keine edle Gräfin! Ein Bauernwirt, den wir um ein Nachtlager in seiner Scheune bitten, jagt uns davon. Ein Polizist bietet uns Quartier im – Polizeigewahrsam an. Wir danken höflich und landen schließlich auf dem Marktplatz. Der Brunnen rauscht. Langsam verlöschen die Lichter der Stadt. Vom Turm schlägt es Mitternacht.

Wir sitzen auf dem Brunnenrand und klimpern leise auf der Klampfe.

Da kommen zwei Damen über den stillen Platz: eine ältere, ganz in Schwarz, und eine junge, ganz in Weiß. „Die Gräfin!“ flüstere ich begeistert.

Die beiden gehen an uns vorbei, kehren aber gleich wieder um: „Die Herren haben kein Unterkommen?“ fragt die Dame in Schwarz.

„Nein!“ antworte ich. „Wir warten!“

„Oh! Darf man fragen, worauf Sie warten?“

„Gewiß!“ Und dann platze ich heraus: „Auf eine Gräfin, die uns in ihr weißes Schloß einlädt.“

Die junge in Weiß lachte hellauf. Die ältere schwarze Dame lächelt still und sagt: „Ja, Gräfin bin ich. Aber – in ein weißes Schloß kann ich Sie leider nicht einladen, so gern ich es täte. Sie sind gewiß Studenten . . .“ Ich nicke, und das Herz klopft mir bis an den Hals.

„Aber . . .“ Sie flüstert ein paar Worte mit der jungen Dame.

Und dann zeigt sie, daß sie literarisch gebildet ist. Sie hat nicht nur sofort meine Eichendorff-Sprache verstanden. Jetzt fragt sie: „Kennen Sie Scheffels ‚Eckehard‘?“

Ich nickte begeistert. Wie sollte ich diese herrliche Mönchs- und Rittergeschichte nicht kennen! Schon fährt meine schwarze Dame fort: „Vielleicht erinnern Sie sich, daß da von dem unglücklichen Kaiser Karl dem Dicken die Rede ist, der . . .“

„. . . der um seiner Trägheit willen abgesetzt wurde“, falle ich ihr unhöflich ins Wort, „und dann am Bodensee in den Tuffstein-Höhlen lebte.“

„Richtig!“ sagt die Dame. „Und denken Sie, diese Höhlen sind noch vorhanden, gleich zehn Minuten von hier. Die Bauern bringen ihr Heu hinein. Wäre das nicht ein romantisches Nachtquartier für Sie?“

Allgemeine Begeisterung! Also – das ist doch beinah ein Königsschloß! Überschwenglicher Dank! Und begleitet von der Weißen und der Schwarzen ziehen wir los. Ich sehe im Geist noch den mondüberglänzten Hohlweg vor mir, den es steil hinaufgeht. Die ganze Welt duftet nach Blüten, Flieder und andern Wohlgerüchen.

Und da sind tatsächlich die Höhlen. Wir verabschieden uns und kriechen in das duftende Heu. Schlafpillen hatten wir nicht nötig . . .

Ein überheller Sonnentag weckt uns auf. Unter uns glänzt der See wie Silber. Und da drüben der Säntis auf der Schweizer Seite! Die Kühle des Morgens hat allen Zauber der Nacht vertrieben.

Klar und nüchtern stehen wir wieder auf dem Boden der Wirklichkeit. Und noch mächtiger wird die Wirklichkeit, als wir nun unser Morgenlied anstimmen:

„Alles vergehet, / Gott aber stehet
Ohn alles Wanken. / Seine Gedanken,
Sein Wort und Wille hat ewigen Grund.“

Sein Heil und Gnaden, / Die nehmen nicht Schaden,
Heilen im Herzen / Die tödlichen Schmerzen
Halten uns zeitlich und ewig gesund.“

Ich hatte eine romantische Wohnung oben im alten Tübinger Schloß. Hier trafen sich jeden Abend meine Freunde. Dann ging das Diskutieren los. Es waren viele Probleme, die uns bedrängten. Die alte Welt des Kaiserreichs, die uns noch im Kriege geprägt hatte, war versunken. Eine neue Welt stieg herauf. Mit der wurden wir nicht fertig. Dazu kamen all die Fragen, die jedem jungen Menschen Not machen.

Und dann wurde Professor Heim von Münster nach Tübingen berufen. Heim war beständig im Gespräch mit der Naturwissenschaft und der Philosophie. Er öffnete gewissermaßen seinen Studenten die Fenster zu diesen Fakultäten. Dabei vertrat er sein schwäbisches, pietistisches Erbe in der akademischen Welt überzeugend und vollmächtig. Er war lange Zeit Reisesekretär der „Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung“ gewesen. Schon im Jahre 1900 hatte er in Paris während des Burenkrieges eine aufregende Studentenkonferenz entscheidend mitgestaltet, in der die Auseinandersetzungen zwischen Engländern und Holländern eine zum Zerreißen gespannte Atmosphäre geschaffen hatten. Ebenso erregend war seine Arbeit unter Studenten in Riga und Petersburg, wenige Jahre vor der russischen Revolution. Er hatte viele ökumenische Beziehungen und eine große Kenntnis der Weltreligionen, namentlich des Buddhismus.

Das kann man gar nicht beschreiben, welche Bedeutung er damals für die Studenten bekam. Seine Vorlesungen über Ethik mußte er im großen Festsaal halten. Und der war zu klein. Da saßen und standen Studenten aller Fakultäten und hörten atemlos zu. Denn Heim nahm furchtlos alle Probleme der Zeit vor und stellte sie in fast grübelnder Weise in das Licht des Wortes Gottes.

Unser kleiner Freundeskreis hat manches langweilige Kolleg geschwänzt. Einer wurde hingeschickt. Und aus dem, was er mitgeschrieben hatte, übernahmen wir das Notwendigste in unsre Kolleghefte.

Aber wenn Karl Heim Dogmatik las, fehlte keiner. Das waren „Sternstunden“. Da lernten wir richtig „denken“. Und mehr! Da wurde unsre ganze Existenz bis in den Grund in Frage gestellt. Und dann wurde uns deutlich, daß das Evangelium uns die einzige Möglichkeit wirklichen Lebens gibt.

Einmal fing Karl Heim eine Vorlesung damit an, daß er von dem stillen Begleiter sprach, der immer neben uns geht, dem Tod. Wir wüßten nicht, wann er uns die Hand auf die Schulter lege. Dann wäre das Leben abgeschlossen, und es stehe die Frage da, ob wir den Sinn unseres Lebens erfüllt hätten.

Und nun fragte er nach dem Sinn des Lebens. Er untersuchte in vielen Kollegs, ob die Philosophie, ob die Naturwissenschaft, ob die Mathematik, ob die Religionen oder irgend etwas anderes uns diese brennende Frage beantworten können. Er ging hinein in die tiefsten Verzweigungen. Und am Ende kamen wir leer zurück. Wir standen vor einem Trümmerhaufen. Niemand kann die Frage nach dem Sinn des Lebens beantworten.

In uns keimte still die Antwort: „Vielleicht ist das Leben sinnlos! Wahrscheinlich ist es sinnlos, nach einem Sinn zu fragen!“ Aber dann nahm Heim uns die Antwort aus dem Mund: „Und wenn wir nun ohne einen Sinn unser Leben führen – und es hatte doch einen Sinn? Und wenn wir nun diesen Sinn verfehlen, dann war unser einziges Leben verspielt.“

Vier Jahre in den Kämpfen des Ersten Weltkriegs haben mich nicht so verzweifelt auf die Frage nach dem Sinn des Lebens geführt wie diese Stunden bei Heim. Es war, als wenn der Boden unter unseren Füßen wankte. Welche Stille war im Hörsaal, als er nun sagte: „Kein Mensch kann uns die Frage beantworten. Sie kann nur beantwortet werden vom Schöpfer durch Offen-

barung.“ Und dann ging er zur Bibel: „Hier ist die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens: ‚Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde‘ – ‚auf daß wir etwas seien zum Lobe seiner Herrlichkeit.‘“

Wir waren wie Leute, die endlos durch einen Dschungel gewandert sind. Und nun stehen sie auf einmal auf einem Berg, wo sich ihnen eine weite Aussicht eröffnet. Die Bedeutung der Bibel ging uns auf. Und die Bedeutung der Offenbarung Gottes in Jesus! Und was „glauben“ ist, das fingen wir neu an zu begreifen.

Und das alles wurde nun nicht vorgetragen von einem Redner, der uns überrollte. Heim sprach mit einer leisen, bohrenden Sprache, die keinen Enthusiasmus vertrug. Hier ging es, obwohl wir bis in die Tiefen unseres Lebens erschüttert wurden, immer um klares Denken.

Diese Vorlesungen bestimmten die Tübinger Zeit und machten sie schön.

Es war ja diese Zeit nach dem Ersten Weltkrieg so unsagbar arm. Wir hungerten und froren. Wir liefen in alten, abgewrackten Uniformen herum. Aber das machte nichts. Wir waren glücklich. Wir lernten.

Die Freunde, die nicht Theologen waren, nahmen uns mit in medizinische Kollegs. Oder zu einem berühmten Volkswirtschaftler. Die Welt tat sich uns auf.

Oft feierten wir Feste. Dann holten wir uns aus einer Armenküche einen ganzen Eimer Suppe. Dazu brachte jeder mit, was er gerade von zu Hause bekommen hatte. Und dann gab es Gastmähler, die festlicher waren als irgendein Staatsbankett heute in Paris oder Bonn.

Eine große Bedeutung gewann für uns das Gasthaus des „Blauen Kreuzes“. Die Studenten nannten es respektlos „Zum blauen Affen“. Diese kleine Wirtschaft lieferte jeden Abend punkt 19 Uhr etwa 100 Portionen Bratkartoffeln. Leider aber gab es mindestens 600 Anwärter auf diese 100 Portionen. Da-

mals kannte man noch nicht die gesegnete Einrichtung der Mensa, durch die die heutigen Studenten sichergestellt sind.

Es kam also alles darauf an, vor 19 Uhr im „Blauen Affen“ zu sein. Heims Ethik-Vorlesung aber schloß genau um 19 Uhr. Wenn wir dann zu den Bratkartoffeln stürzten, waren sie schon ausverkauft.

Professor Heim hatte Humor genug, mit sich verhandeln zu lassen. Er begann und schloß seine Vorlesungen nun 10 Minuten früher. Kaum hatte er geschlossen, stürzte alles los. Aber – o Schreck! – es waren immer noch Hunderte von Anwärtern da. Sie hatten alle bei Heim gegessen.

Ja, es war eine schrecklich arme Zeit. Und doch – all die Armut konnte die unendliche Schönheit jener Zeit nicht trüben.

Die Jahre gingen dahin. Ich war Jugendpfarrer in Essen geworden. Da erhielt ich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg einen Brief von Karl Heim. Welch eine Aufregung! Voll Freude las ich, daß er mich zu einer Evangelisation nach Tübingen einlud. Er teilte mir mit, daß er im Auftrage eines großen Kreises schriebe. Mancherlei Geister hätten sich zusammengefunden, um diese Evangelisation in der Tübinger Stiftskirche vorzubereiten: Professoren und die Heilsarmee, die „Altpietistischen Gemeinschaften“ und die „Liebenzeller“, studentische Kreise und Pfarrer.

So traf ich denn, als ich in Tübingen angekommen war, am ersten Abend in der Sakristei diese bunte Schar, versammelt zur Gebetsgemeinschaft.

Bei der Evangelisation geschah etwas Seltsames. Ich begann an einem Abend den Vortrag mit dem Bericht über ein Gespräch, das ich gerade an diesem Tag mit einem Tübinger Bürger gehabt hatte. Der sagte zu mir, als ich ihn zu den Versammlungen einlud: „Das ist nichts für mich. Ich bin ein Mensch, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht!“ Darauf erwiderte ich ihm erregt: „Auf welchem Boden stehen Sie denn!? Merken Sie denn nicht, daß der Boden unter uns wankt?“

Kaum hatte ich das erzählt, da fing der Boden tatsächlich an zu wanken. Es geschah ein kleines Erdbeben, das immerhin so stark war, daß die Lichtleitungen versagten. Es wurde stockdunkel.

Ich bekam einen Schrecken. Die alte Stiftskirche war überfüllt. In allen Gängen standen Menschen. Sogar auf der Kanzeltreppe saßen sie. Wie, wenn jetzt ein Stein aus dem Gewölbe sich löste! Oder wenn eine Panik entstand!

Es schien mir das Beste, wenn ich einfach weitersprach. So redete ich in das Dunkel. Und die Menschen regten sich nicht. Sie empfanden dies Erdbeben wie eine Bestätigung meiner Worte. Es war so still, daß mich der Gedanke überfiel: „Sie sind alle leise weggegangen.“

Aber dann kam aus der Sakristei ein Zug von jungen Leuten mit Kerzen. Sie verteilten sich still durch die Kirche. Der bekannte Stiftsmesner Weber hatte schnell reagiert und für diese wundervolle Beleuchtung gesorgt. Es war wie eine kultische Handlung, als der stille Zug der Lichtträger durch die Kirche zog.

Aber bei all dem war Karl Heim nicht dabei. Er war damals schon todkrank. So durfte ich ihn nun eines Tages besuchen.

Er saß, sehr bleich und abgezehrt, in seinem Sessel, eingehüllt in warme Decken. Mit Erschütterung sah ich in das edle Gesicht und brachte schließlich nur heraus: „Herr Professor! Es bewegt mich bis in die Tiefen meines Herzens, daß ich meinem verehrten Lehrer gegenüber sitzen darf.“ Heim lächelte und erwiderte: „Und mich bewegt es ebenso tief, daß mir mein Schüler gegenüber sitzt, dessen Weg ich im Geist verfolgt habe durch die Arbeiterbezirke des Ruhrgebiets.“

Und dann berichtete er mir: „Jeden Abend um 20 Uhr, wenn Sie auf die Kanzel steigen, dreht meine Frau hier das Licht ab. Und dann bete ich in der Dunkelheit und Stille für Sie und die Versammlung.“

Der Herr Kirchenpfleger und wie die Heuhaufen weggetan wurden

Ein gutes, breites, bäuerliches Gesicht; schneeweiße Haare; ein dichter, gestutzter Schnurrbart, der einem englischen Lord gut anstünde; schwarzer Anzug und schwarze Krawatte – so zeigt ihn die Photographie. Die tief gefurchte Stirn und der grübelnde Ausdruck der Augen lassen erkennen, daß der Mann zu jenen Württembergern gehört, die als Schüler der geistlichen Schwabenväter Bengel, Oetinger, Fricker, Johannes Kullen und anderer nicht nur um ihr bäuerliches Anwesen besorgt sind, sondern die auch das Heil ihrer Seele mit Ernst suchen und die über der Bibel oder bei den stillen Gängen hinter dem Pflug den großen Gedanken Gottes nachgehen.

Jedesmal, wenn ich das Bild ansehe, taucht ein kleines Jugenderlebnis in mir auf, an dem dieser Mann kaum beteiligt ist.

Ein heißer Sommermittag brütet über dem Albdorf Hülben. Wir sitzen in der alten Schulstube. Es riecht nach Fußbodenöl und Menschen. Draußen gackert ab und zu ein aufgeregtes Huhn. Neben mir drängt sich in den engen Bänken eine Schar Vettern, die wie ich etwa 10 Jahre alt sind und hier bei Verwandten die Ferien verbringen.

Die Schulstube ist gedrängt voll mit Frauen und Männern. Vorn an einem Tisch sitzen einige ältere Brüder. Da ist der gewaltige alte Schill mit seiner mächtigen Nase und dem langen Patriarchenbart. Neben ihm, klein, bescheiden und geheiligt, der Gottlieb Schwarz, den ich glühend verehere. Und noch manche andre – Bauern, Handwerker und Fabrikarbeiter.

Man ist zu einer jener schwäbischen „Stunden“ versammelt,

wie man sie in vielen württembergischen Dörfern und Städten findet. Es sind Privat-Erbauungs-Versammlungen, in denen man tiefer in Gottes Wort eindringen will und sich Kraft und Trost für den Alltag holt.

Der Leiter setzt sich umständlich die Brille auf die Nase, schlägt ein schwarzes Buch auf und beginnt das Lied, das jetzt gesungen werden soll, vorzusagen.

Der Rektor Kullen stimmt an. Und nun schallt eins der Lieder, die nicht im Gesangbuch stehen, durch die offenen Fenster in den stillen Nachmittag.

Ich erinnere mich, wie an jenem Nachmittag mich auf einmal ein heißes Glücksgefühl überkam. Ferien! Die Schule, die mir immer Angst machte, weit weg! Hier in diesem Kreis fühlte ich eine wunderbare Geborgenheit. Ich denke, der Junge empfand unbewußt etwas von dem friedvollen Wesen des Heiligen Geistes, der in der Gemeinde Jesu Christi regiert.

Und es war gut, den Brüdern zuzuhören, von denen einer nach dem andern das Wort zu dem vorgelesenen Text ergriff. Langweilig war es nicht, wenn sie in breitem schwäbischen Dialekt oft ernst, oft auch fröhlich und immer originell von Gottes Heilstaten, von seiner guten Führung oder von den Erfahrungen mit ihrem Heiland sprachen.

Vieles aus diesen Stunden hat sich mir unverlierbar eingeprägt. Da sprach man an einem Sonntag über das Wort Jesu: „Es kann niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater.“ Ein Bruder schilderte, wie er als junger Mann Gott habe weglaufen wollen. Aber dann fing der himmlische Vater an, durch den Heiligen Geist zum Sohne zu ziehen. „Des war en Zug!“ sagte er. „Do konnt i net widerschtehe, so mächtig war der Zug. O, der starke Zug!“ Und nun wandte er sich an seinen Nachbarn: „Gelt, Jakob, du hoscht de Zug au g’schpürt!“ Der nickte kräftig: „Jo, i han en au g’schpürt.“

Ich war ein Junge und verstand nicht viel von dem, wovon sie sprachen. Aber ich begriff: Es ist etwas Großes, wenn Gott

selber sein Werk in einem Menschenherzen beginnt. Und es kam die Zeit, wo auch ich „de Zug schpürte“.

Wie schön war es, wenn in den Sommerferien, die wir als Kinder immer im großelterlichen Schulhaus in Hülben verbringen durften, der Vater verkündete: „Morgen ist Monatsstunde in Würtingen. Wer will mitwandern?“ Da schrie alles: „Ich! Ich!“ Zu den „Monatsstunden“ kommt man von vielen Dörfern und Städtlein zusammen.

Diese herrlichen Sommermorgen! Durch die Buchenwälder ging's hinunter ins Tal nach Urach. Köstlich der Gang durch das liebe alte Städtchen mit dem rauschenden Marktbrunnen und den alten Giebelhäusern!

Da stand dann wohl der Wirt vom „Grünen Baum“ vor der Tür und rief meinem Vater zu: „So früh schon auf den Beinen?“ „Ja“, antwortete der Vater. „Wir gehen zur Monatsstund' nach Würtingen! Und vorher“ – und dabei zeigte er lachend auf seine mächtige Gestalt – „will ich mir den Speck ablaufen.“ Darauf erwiderte der Wirt gemächlich: „O, Herr Pfarrer, des veschpret Se nochher alles wieder hi!“ („Das frühstücken Sie alles wider hin!“)

Von Urach ging's wieder hinauf auf die Höhen. Das letzte Stück, ein heißer Feldweg, wurde uns Kindern oft sauer.

Aber in Würtingen wartete man schon auf Mittagsgäste. Gastfreundschaft gehört zum schwäbischen Gemeinschaftswesen. Bald saßen wir in einer niedrigen Bauernstube, aßen Nudelsuppe und Rindfleisch. Und dann ging's in die kühle Kirche oder in einen Schulsaal zur „Stund“.

Ich erinnere mich ganz besonders an eine dieser Monatsstunden: Nach tagelangem Regen war dieser Samstag strahlend schön aufgegangen. Das war für viele der bäuerlichen Brüder eine starke Versuchung, jetzt lieber „ins Heu“ zu gehen, statt zur Monatsstunde zu wandern. Doch das geistliche Verlangen und die Liebe zu den Brüdern zogen stärker.

Als nun aber die „Stund“ begann, spürte man eine gewisse